Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 30 (1965)
Heft: 3-4

Artikel: Ruchbrot
Autor: Meyer, Walter F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859758

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruchbrot

Von *Walter F. Meyer*

Als ich heute morgen zur Arbeit ging, bemerkte ich das achtlos weggeworfene Stück Brot. Der Strassenstaub, der sich auf der Butterschicht niedergelassen hatte, machte die angebissene Schnitte unansehnlich grau.

Ich weiss nicht, ob ich gerade meine «sentimentale Stunde» hatte, jedenfalls wurde ich beim Anblick dieses lieblos behandelten Stückes Brot sehr nachdenklich. Hatte es nicht eine Zeit gegeben, in der ein solcher Anblick eine ausgesprochene Seltenheit war? Ich beobachtete die Leute, die gleichgültig an dem tristen Butterbrot vorübergingen, und wusste wieder einmal, dass der Mensch rasch vergisst . . .

Ueber zwanzig Jahre sind es her, seit man während der Getreideernte fleissig wurde wie die Ameisen, trotz brütender Sonne einen unglaublichen Sammeleifer entwickelte und nicht in erster Linie nach geldbringender Rendite fragte. Nur wer selbst schon Aehren aufgelesen hat, weiss, welch saurer Broterwerb das ist! Rationierungskarten und ein wenig Selbsterhaltungstrieb aber waren stärker als die Angst vor Rückenschmerzen. Die Vorstellung, im Herbst einen eigenen Sack Getreide dreschen und später aus der Mühle vierzig Kilo «Extramehl» holen zu können, liess Mühsal und Plage während ausgedehnter Schwitzbäder vergessen. Angesichts der knappen Brot- und Mehlrationen einerseits und der ewig hungrigen Bubenmägen anderseits biss man deshalb in den sauren Apfel und fügte sich ohne Murren dem Kommando: Alle Mann auf Deck!

So zog man mit Kratten und Stoffsack hinaus auf die gelben, abgeernteten Stoppelfelder, wo vereinzelte kostbare Aehren auf ihre Finder warteten. Weil man damals die raffinierten Erntemaschinen noch nicht besass und das Getreide mit der Sense geschnitten wurde, brachen (sehr zur Freude der Auflesenden) zahlreiche Aehren von den Stengeln, um zwischen den Stoppeln am Boden Verstecken zu spielen. Sie aufzulesen und im Kratten sicherzustellen, war die Aufgabe der brot- und kuchengierigen Aehrensammler.

Zimperlich durfte man allerdings bei dieser nützlichen Freizeitbeschäftigung nicht sein. Wer selbst schon einen Nachmittag lang unter glühender Sonne «Rumpfbeugen vorwärts» gemacht hat, erinnert sich gewiss daran, am Abend mit benommenem Kopfe taumelnd den Platz verlassen zu haben (im Schweisse deines Angesichtes . . .). Hinzu kamen ausser den sehr aktiven Stechmücken die zähen und oft messerscharfen Stoppeln, die den Fingern einen ganz besonderen Saft entlockten und mit Vorliebe die Nagelwurzeln blosslegten.

Daneben aber hatte das Aehrensammeln gute und schöne Seiten. Vorerst entdeckte man, dass unser Brot nicht einfach aus dem Konsum oder der Bäckerei kommt, sondern mitunter zu einer recht mühseligen Angelegenheit werden kann. Sodann war es ein zweckmässiger Botanikunterricht, der nicht bloss graue Theorie vermittelte; rasch und sicher lernte man unterscheiden zwischen Sommer- und Winterweizen, Gerste, Roggen oder Korn. Schliesslich fand man heraus, dass die Macht des Geldes nur scheinbar unbegrenzt ist. Oft kamen nämlich auf ihren Fahrrädern schwitzend und seufzend vornehme Leute dahergeradelt, bei denen zuhause in der Garage zwei oder drei Autos aufgebockt waren. Da auch jene Leute der höheren Besoldungsklassen es vorzogen, einigermassen satt zu werden, beugten sie sich ächzend zu Mutter Erde hinunter und zerstachen sich trotz eleganter Kleidung genau so die Finger wie wir Buben in den geflickten Hosen . . .

Neben den schönen und guten hatte das Aehrenauflesen sogar wundervolle Seiten. An manchen Sommerabenden nämlich reichte das Licht des Mondes dazu aus, dem mühsamen Abplagen in der Sonnenglut zu entgehen und die «Sucharbeit» auf die kühleren Abendstunden zu verschieben. In solchen Nächten des Friedens und der Sanftheit war alles genau wie im wunderschönen Abendlied «Der Mond ist aufgegangen». Schritt vor Schritt setzte man auf den versilberten Teppich, bückte sich zufrieden bis glücklich zu den begehrten Aehren hinunter und konnte einfach nicht begreifen, dass sich irgendwo unter dem selben Himmel der Stille und Schönheit Menschen gegenseitig vernichteten. —

Ja, so war es damals. Oft wenn ich heute an einer reichgedeckten Tafel sitze und mir Weissbrot, Gipfel und feines Gebäck aller Art die Wahl zur Qual machen, frage ich mich ernsthaft: Bin ich in diesem Ueberfluss tatsächlich glücklicher als damals vor einem Laib sauer verdienten Schwarzbrotes?

Heliwog

Von *Traugott Meyer* *

1.

I singe nit Liedli, so Värs hinder Värs und büscheled, bige,
voll Farben und Tön und abgstimmt alles uf Eis hi.
I ha kes Motyv und kenn wäder Vorsatz no Thema;
i löse nit öppis los und lüpf derfür anders vüre,
sone Zuefall, es Schicksal, es Gschehnis, wo d Johr überduured,
e sältene Brennpunkt, wo Hütt und Morn drinn erglüeje,
der fadeschmal Wäg au, wo s Zyttlig im Änedra uuslauft;
i günne nümm Bluemen und stell sen as Maien i d Wase,
chlemm wäder Rösli no Nägeli ab für i s Chnopfloch,
lueg nit de Wulche zue und stuun ob Sunnen und Stärne;
i goh nümm goh laufen und suechen und wött öppis finde,
sygs iez e heitere Blick, es Lächlen und Müüli zem schmützle,
sygs en erfahrnige Ma, won e gscheiti Antwort barat het,
oder es silberigs Bächli, der Giesse, wo schuumed und bruusched,
der Blueschtchnopf, wo warted und plangred und eidwäders uufspringt,
s Rot so de Bärge noo, wenns dimbered, lyslig verchuuched,
oder der gladnig Wage voll Garbe, der Dängelistock mit sym Chlopflied,
der Brunne, wo röhrled und pläuderled, s Nänni und s Buschi sant Wagle . . .
i suechs nümm, i wills nit, i träge das alls immer inne.

* Aus der unveröffentlichten Dichtung «Heliwog». Der Name erinnert an einen alten, ausgestorbenen Weihnachtsbrauch, das «Erliwogtragen». Wer am Weihnachtsmorgen das Wasser vom Dorfbrunnen ins Haus brachte, wurde mit einem Geldstück beschenkt und mit folgendem Gruss empfangen: «Erliwog, Gottesgob, Glück ins Huus, s Unglück drus» (Baselbieter Heimatblätter 1936, S. 69. — Eine noch ältere Quelle, die «Landwörter» von J. J. Spreng, um 1760 (siehe Baselbieter Heimatblätter 1946, S. 49) erzählt: «hely Wog, heiliges Wasser, ist ein eigenes eingebildetes Weih- und Segenwasser viel abergläubischer Landleute in dem Kanton Basel. Sie pflegen nämlich an dem Morgen des Christfestes, alldieweil die Glocke den anbrechenden Tag oder die Betzeit ankündiget, ihr Vieh zu tränken, und in jedem Hause derselben findet sich Jemand an dem Brunnen ein, der unter dem Schalle der Frühglocke das hely Wog hohlen muss. Ein Anderer stehet inzwischen an der Tühre inner dem Hause, wartet auf die Person die dasselbige herbringt, lässt sie erstlich anklopfen und fragt sie dann, was sie trage. Darauf lautet die Antwort: Hely Wog, Gottes Gob; Glück ins Hus, und Unglück drus. Damit wird die Tühre geöffnet und der Träger des gesegneten Wassers hineingelassen. Disem heiligen Wasser schreiben unsere Bauern wie auch viele Bauern aus dem Breisgau eine sonderbahre Kraft zu, alles Unheil aus dem Hause zu verbannen und lauter Segen darein zu bringen.»